

Impulsreferat

Gemeinsam, wenn immer es möglich ist – der Mehrgenerationenansatz in Familie und Gemeinde.

Wie stark unsere Neigung ist, zu spezialisieren und zu differenzieren, ist mir in den letzten Jahren in vielen Bereichen ganz besonders bewusst und durchaus fragwürdig geworden. Ich bin mir nicht sicher, ob für den Gewinn der Spezialisierung nicht ein sehr hoher, wenn nicht zu hoher Preis zu zahlen ist. Denn den alten, den jungen, den kranken, den gesunden Menschen überwiegend nach eben diesen Kriterien zu beurteilen, heißt auch, ihm vieles zu nehmen, was er auch noch ist und sein wird.

Ich leite eine Tagesstätte für psychisch kranke Menschen, für die ich ein neues Konzept zu entwickeln hatte. Die Frage, ob das Alter der Besucher eine Relevanz für das Programm haben müsse, hat sich, allerdings mehr versehentlich, nicht gestellt. Das positive Ergebnis dieser Unterlassung in einem Satz: Es wurden Vorlieben, Begabungen und Grenzen zum Thema gemacht, aber nie das Alter der einzelnen Besucherinnen und Besucher, trotz eines Unterschiedes zwischen achtzehn und siebzig Jahren. Es hat einfach keine Bedeutung gehabt.

Es sind mir aber viele andere Zusammenhänge deutlich, in denen etliche unserer Besucher, nach ihrem Alter beurteilt und „freundlich“ den Senioren zugerechnet würden. Oder aber sie empfinden es sogar selber als nicht mehr erlaubt sich anders als Menschen in einem bestimmten Alter zu erleben, nämlich als Senioren, als Rentner, als Altenheimbewohner, so als hätten sie aus dieser Zuschreibung künftig ihre Identität abzuleiten. Die Auswirkungen eines solchen Prozesses erscheinen dem in die Jahre gekommenen Betrachter wie mir als zunehmend weniger wünschenswert.

Darum ist wohl auch zu beobachten, dass immer mehr älter werdende Menschen sich dieser Situation entziehen möchten, diesen harten Bruch in ihrer Biografie hinzunehmen, nämlich ab einem gewissen Zeitpunkt im Wesentlichen über ihr Alter definiert zu werden. Gleichzeitig ist bei vielen der Wunsch entstanden, sofern sie finanziell dazu in der Lage sind, nicht in die Abhängigkeit von ihren Kindern zu geraten, sie nicht zu belasten. Das heutige Erwerbsleben mit der geforderten Mobilität lässt immer weniger zu, Verantwortung für Eltern oder ältere Verwandte dauerhaft zu übernehmen. Eine „moralische Verpflichtung“, als Antrieb für Fürsorge, ist eher Last und wird von beiden Seiten auch so empfunden.

Welche Lösungen bieten sich also an? Übergänge, die harte Brüche im Leben eines Menschen darstellen, bedeuten immer auch eine Gefährdung. Stelle ich mir selber eine Veränderung vor, die mich am härtesten treffen würde, dann die, dass ich nichts mehr beizutragen hätte, zu etwas, was Menschen gemeinsam entwickeln. Ich möchte nicht nur verreisen, mich fit halten, Sprachen lernen oder Fahrrad fahren. Ich möchte auch nicht nur mit Menschen zu tun haben, die nur verreisen usw.

In unserer Gesellschaft besteht allerdings ein großer Bedarf an Menschen, die sich öffnen für das, was durch die Veränderungen im Zusammenleben nicht mehr geleistet werden kann: Gemeinsamkeit von Kindern und Menschen im Alter ihrer Großeltern z.B. ist sehr bereichernd für beide Seiten. Ein Fernsehbericht von einem Kindergarten und einer Alteneinrichtung gemeinsam in einem Haus in Frankreich hat mir verdeutlicht, wie

weitreichend dieser Gewinn für beide Seiten sein kann, auch wenn die Kinder klein und die Älteren sehr alt waren.

In der letzten Zeit werden etliche Bauvorhaben auf den Weg gebracht, in meiner Umgebung in Schleswig-Holstein kann ich das sehr gut beobachten, die die Idee des Zusammenlebens mehrerer Generationen konsequent in die Tat umsetzen. Wohnanlagen werden so konzipiert, dass man einander begegnen und unterstützen, sich aber auch zurückziehen kann. Es handelt sich dabei um Menschen, die meist nicht familiär mit einander verbunden sind, sondern erkannt haben, welche Chancen den Einen die Erweiterung ihres engen Rahmens einer Kleinfamilie und den anderen die Möglichkeit einer sinnvollen Einbindung in ein lebendiges Miteinander je nach individuellen Fähigkeiten bietet.

Dieser Ansatz setzt, jedoch besonders bei den Älteren, voraus, dass sie sich selber als Menschen begreifen können, die einen wichtigen Beitrag im Zusammenleben aller zu bieten haben. Das geht jedoch um so schwerer, je mehr die Menschen sich in ihrem früheren Leben benachteiligt gefühlt haben, weil ihnen z.B. fehlende materielle Möglichkeiten die Teilhabe am Leben der anderen erschwert und sie sich ausgegrenzt gefühlt haben. Ihnen bleibt oft nur eine Vereinsamung, in der sich soziale Kontakte in den Wartezimmern von Ärzten ergeben.

Um nun auf die anfänglich genannte Neigung zur Differenzierung und Spezialisierung zurück zu kommen, meine ich, sollte sich die Psychiatrie Fragen stellen. Wenn es so ist, dass in einigen Kliniken allein das Erreichen eines bestimmten Alters zur Aufnahme in die Gerontopsychiatrie führt, halte ich das für sehr fragwürdig. Es ist sicher so, dass Menschen mit einer ausgeprägten Demenzerkrankung eine besondere Umgebung und Zuwendung brauchen. Gute Einrichtungen für diese Menschen zeigen uns, wie wichtig das Abmildern harter Veränderungen und Brüche für sie ist. Man schafft Möglichkeiten, die Menschen in ihnen vertrauten Emotionen und Zusammenhängen zu belassen. Dass aber eine bestimmte Altersgrenze ohne Ansehen der Person ein Kriterium für eine Zuordnung sein soll, bestätigt den Menschen nur, was sie am meisten fürchten, nämlich dass Alter an sich bereits etwas ist, was zu Ausgrenzung führen wird.